

Grotesk ~ A gotisch Epos

von GE Graven



Kapitel X



Hölle und Geschichte waren nun so eng miteinander verwoben wie die Sünden, die das mächtige Babylon lange Zeit geplagt hatten. Im Jahr 1331 explodierte ein abgelegener Tempel in Zentralchina, und aus seinem bestgehüteten Geheimnis trug ein toter Vogel Luzifers Botschaft in die Welt hinaus. Siebzehn Jahre lang hing der faulige Gestank wie ein göttliches und bösertiges Miasma über dem Königreich Mongolei – der *Schwarze Tod* war die Seuche des Teufels . Aus dem Herzen des Kontinents strömte Lucifaels tödliches Gebräu und verdarb das riesige asiatische Königreich immer weiter, und bis 1347 hatte sich die Welle der Sterblichkeit und Krankheit bis zu seinen südlichsten Küsten ausgebreitet und das Schwarze Meer erreichte und die noch junge genuesische Hafenstadt Kaffa.

Schwarzes Meer – Kaffa – Oktober 1347

Nach der Entdeckung einer reinen Wasserstraße nach Fernost und auf die Krim durch die Genuesen entwickelte sich der asiatische Seehafen Kaffa zu einem blühenden Umschlagplatz für genuesische Händler. Diese erwarben seltene und unschätzbare Güter entlang der mongolischen Seidenstraße und verschifften sie in die verschiedenen Königreiche Europas. Doch Ende 1347 brachte die Seidenstraße ihren eifrigen genuesischen Händlern ein ganz anderes Geschenk: *die Pest*.

Die ummauerte Stadt Kaffa schloss sofort ihre Tore und schützte sich so vor weiterer Ansteckung, während andernorts Tausende von Mongolen ungehindert dahinsiechten. Gerüchte über die genuesischen Händler verbreiteten sich ebenso schnell wie die Krankheit selbst – Gerüchte, dass die Fremden aus dem Westen ihre „böse christliche Magie“ eingesetzt hätten, um den *Fluch aller Zeiten* auszusprechen. über der Mongolei. Daher schlossen sich überlebende Kriegsherren zusammen und stellten eine Armee mongolischer Tataren auf, die die befestigte Stadt angriffen, um die Kolonialmacht zurück ins Meer zu treiben, aus dem sie gekommen war. Doch dank starker Verteidigungsreihen aus fähigen Armbrustschützen und Speerträgern sowie überlegener Strategien konnte Kaffa seinen Anspruch auf das Krimgebiet verteidigen.

Die einst friedliche Landschaft hatte sich langsam verändert: Wo einst der frische Duft von Herbstlaub und Vogelgesang durch unberührte Wälder hallte, trug die Luft nun die Geräusche und Der Geruch des wachsenden Konflikts lag in der Luft – das Dröhnen von Hufen auf gefrorenem Boden –, Leder, Schweiß, Abfall und der anhaltende Verwesung – ferne Schreie und das Heulen wilder Tiere. Anfangs nur sporadisch, wurden die Angriffe auf die Stadt im Verlauf des Feldzugs organisierter und heftiger. Dennoch hielten die Genuesen die Mongolen drei qualvolle Monate lang in Schach – bis die Tataren die Stadtmauern von Kaffa mit Welle um Welle rachsüchtiger, angreifender, schreiender und hochehrenhafter Mongolen unterspülten. Im Frühjahr 1347, als das Wetter wärmer wurde und die Kirschblüte... Die Blütenpracht entfaltete sich, genuesisches Blut sickerte aus den Mauern der Stadt. Knapp bei Proviant und wehrfähigen Männern, mussten sich die gestrandeten Einwohner mit dem scheinbar unausweichlichen Ergebnis abfinden – die Tataren standen kurz davor, die Stadt einzunehmen.

Doch das Blatt wendete sich, als die Tataren einen ungewöhnlichen und vielleicht göttlich gelenkten Schicksalsschlag erlitten. Der Wind drehte, und der heiße Atem Lucifael's fegte über die vorrückenden Heere, als die Seuche endlich in die Reihen der tatarischen Horden eindrang. Innerhalb weniger Tage stank die ganze Landschaft nach dem Verwesungsgeruch verrottender Mongolen, und meilenweit in alle Richtungen verpesteten die Dämpfe von faulendem Menschenfleisch die Luft. Beschämt sahen die tatarischen Fürsten zu, wie ihre gewaltigen Heere dahinschmolzen, ganze Legionen fielen – aufgedunsen, geschwärzt und von der Seuche dezimiert.

Es war kein Wunder, dass die Tataren von ihrer neu geschwächten Verfassung getroffen und beschämt waren – ihre kulturellen und religiösen Werte waren ihnen hoch ans Herz gewachsen; sie wurden mit einer Ehre verehrt, die jede Furcht vor dem Verlust des Lebens übertraf. Weitgehend verblendet von solch strengen gesellschaftlichen Vorstellungen, die durch jahrhundertelange, unerbittliche Indoktrination unterstrichen wurden, kannten die mongolischen Krieger nur eine Lebensweise und akzeptierten nur eine Art des Todes. Für die Mongolen waren Leben und Tod schwarz und weiß, ohne jeden Zweifel an Würde und Schande. Für sie war der Tod im Kampf ehrenvoll, anders als der Tod durch Krankheit, der ihre gesamte Familie beschämte und sie für immer kennze

Überlebende mit dem sozialen Stigma einer unreinen Abstammung.

Da viele Mongolen dem Fieberwahnsinn verfielen, geplagt von der Angst, einen höchst ehrenvollen Beweis zu erbringen. Im Angesicht des Todes stürmten sie in gewaltigen Selbstmordangriffen die Mauern von Kaffa. Nachzügler, zu schwach zum Kämpfen, stolperten hervor und standen wie ehrlose Opfer vor den Wällen, sehnend nach einer gnädigen genuesischen Armbrust, die ihr Leiden lindern und ihre Familien vor dem sonst unvermeidlichen und schändlichen Schicksal bewahren sollte. Vielleicht, in der Hoffnung auf Erlösung, warfen sich die tatarischen Krieger gegen die Stadtbefestigungen und opferten ihre zahlenmäßige Überlegenheit einer stetig wachsenden Treppe aus fliegenverseuchtem Fleisch, damit ihre mongolischen Kameraden ihre ruhmreichsten Überreste erklimmen und die Mauern erklimmen konnten.

Als die Tage vergingen – als die Sonne hinter dem Abendhimmel versank und die Küstenbrisen aufs Meer hinaus drehten –, ertranken die genuesischen Kolonisten im stechenden Gestank von tausend. Die Tataren waren verbittert. Dennoch hielten sie ihre Stadt und hofften, die Pest möge den Willen der mongolischen Massen brechen. Ungeachtet ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit und ihrer Befestigungen spielte die Zeit beiden Armeen nicht in die Karten, denn die Genuesen verbrauchten ihre Vorräte ebenso schnell, wie die Pest neu rekrutierte tatarische Krieger dahinraffte. So schien es, als wären beide Armeen in eine Pattsituation geraten.

Wie die Geschichte jedoch wohl wusste, war der Mensch bei jeder Anwendung der Kriegskunst lediglich ein austauschbares Spielball. Schließlich war die *Kriegskunst* nicht irdischen Ursprungs – sie war eine rein göttliche Erfindung, die noch vor dem Bau der Hölle entstand, als Legionen himmlischer Engel sich gegen ihre irdischen Brüder und Schwestern, die Wächter mit ihren *Zehnerführern*, *bewaffneten*. Und eine Engelsschwester im Besonderen kannte die Geheimnisse des Krieges. Wie der Engel Apollo war auch Luzifer einer von Gottes führenden und bevorzugten Engeln und in den meisten seiner großen Pläne eingeweiht, einschließlich der Kriegskunst und der Eroberung. Doch anders als Apollos eher würdevoller Fall nutzte Luzifer unmittelbar nach ihrem Untergang ihr tiefes Wissen über Schöpfung und Zerstörung, um den Menschen zu beeinflussen und ihm neue Werkzeuge und Strategien für immer effektivere Kriege gegen seine Mitmenschen zu geben – die Kanone, der Langbogen und der panzerbrechende Pfeil waren nur die jüngsten Zerstörungsmittel, die durch das heimliche Einflüstern ihrer teuflischen Ratschläge entstanden waren. Nun flüsterte sie neue Geheimnisse, und die Kriegskunst hatte sich erneut weiterentwickelt und Lucifaels tödliches neues Konzept aufgenommen. Als sie die Ohren der sterbenden Tatarenfürsten mit ihren teuflischen Flüsterworten infizierte, lernten sie ihrer geradezu abscheulichen Strategie der Vernichtung der Menschheit: *der biologischen Kriegsführung*.

Entschlossen, die Genuesen zu vertreiben, und mit Lucifaels neuen Enthüllungen, die Herren

rief eine Flotte von dreizehn ihrer größten Katapulte zusammen und befahl seinen Armeen, die Die Leichen ihrer gefallenen Kameraden, die von Seuchen befallen waren, wurden ins Herz der ummauerten Stadt geschleudert. Gleichmäßig über Kaffas Mauern verteilt, ruhten die Todesmaschinen nie. Tag und Nacht, ohne Unterlass, stürzte ein unerschöpflicher Strom pestkranker Mongolen auf die genuesische Stadt herab, brach durch Dächer und zermalmte ahnungslose Passanten. Bei solch einer unmenschlichen Geschwindigkeit konnten die Kolonisten die Leichen nicht so schnell verbrennen, wie die Tataren sie über die Mauern warfen. Der grässliche Geruch von verbranntem Haar und Haut vermischte sich mit dem bereits vorhandenen Gestank von verrottendem Fleisch und erfüllte die Siedlung mit einem erstickenden Gestank. Die Hölle überwältigte Kaffa. Auf dem höchsten Ast eines Kirschbaums krächzte eine einsame Krähe zweimal – und noch einmal.

Umzingelt und fast ohne Proviant, rüstete Kaffa eine Flotte von dreizehn ihrer größten Seeschiffe für die rasche Abreise aus. Genuesische Seeleute, Soldaten und Händler plünderten die Stadt ihrer Schätze und füllten die Schiffsräume mit allem Unbezahlbaren: Gold und Silber; asiatischen Jade und kunstvoll gefertigtes Steinzeug; gegerbte Felle und gebündelte Pelze; Rohsteine und seltene Juwelen; sowie Fässer mit Gewürzen und Parfums. Nachdem sie die Schiffe der Flotte vollständig beladen hatten, entfernten sie die Planken von den Holzbauten der Stadt und umgaben die Schiffsdecks mit noch höheren Mauern, um die verbliebene zusätzliche Ladung unterzubringen. Nachdem die Stadt ihrer wertvollsten Güter beraubt worden war, schlichen sich zwölf Schiffe im Schutze der Dunkelheit aus dem Hafen. Die Besatzung Ein Teil des dreizehnten Regiments blieb zurück. Sie brannten die Stadt vollständig nieder und hinterließen ein loderndes Inferno aus brennenden Gebäuden, als sie die sich zurückziehende Armada einholten.

Die Santa Godeberta war das größte und seetüchtigste der dreizehn Koggenschiffe. Ihre massiven Säulenquerträger überspannten einen doppelt verstärkten Rumpf aus Klinkerplanken, und mit ihrem hoch aufragenden Mast, der Rahe und dem Segel eskortierte sie ihre schwere Flottille nach Genua. Ihre Besatzung hatte das Deck inzwischen umgebaut und geliehene Planken von Gebäuden in Kaffa verwendet, die eine erhöhte Wand über den Bordwänden bildeten. Zur Vorbereitung auf hohe See verankerten Metallklammern ein Netz aus Tauen, das ihre überaus große Ladung an Deck sicherte.

Sie war größer als die meisten Hochseeschiffe, der neueste Bau und der Stolz der genuesischen Schiffbauer. Über ihrem mit Ladung bedeckten Heck erhob sich ein U-förmiges Achterdeck. Das Deck und darüber erstreckte sich ein geräumiges Bugdeck über den geraden Bug. Selbst ohne ihre tonnenweise Kaffa-Ladung verdrängte sie fast 144 Tonnen Wasser. Sie war wahrlich ein Seeungeheuer, wenn es je eines gab. Sie war jedoch nicht leer, sondern bis zum Rand vollgepackt, ihr Bauch lag schwer im Wasser und ihre zwölf Ruderöffnungen klammerten sich an die Wellen. Es war erst ihre achte Fahrt von Kaffa nach Genua und sollte sich noch als ihre beschwerlichste erweisen. Weit über ihrem

Trotz ihrer geplanten Kapazität hätte schon das geringste Unglück oder die kleinste Fehlkalkulation sie und ihre vierundzwanzig Seeleute mit Sicherheit in die Tiefe des Ozeans stürzen lassen. Unter dem Sternenhimmel des frühen Morgens und in der stetigen Brise des Seewinds führte die Santa Godeberta ihre schwer beladene Flotte über die spiegelglatte Oberfläche des Schwarzen Meeres dem dunklen Horizont der Heimat entgegen .

Ein Dutzend schwer beladene Handelsschiffe schaukelten schwerfällig in ihren niedrigen Wasserlinien; überbeanspruchte Rumpfpanken knarrten und ächzten in der aufgewühlten Gischt; und der Geruch von Salzlake und Verwesung hing in den mit Schätzen gefüllten Rümpfen. Männer, Frauen und Kinder bedeckten jeden Zentimeter. Sie gingen auf ihre Decks, doch es wurde kein Wort gesprochen – die wenigen Babys an Bord waren zu schwach zum Weinen. Tatsächlich waren die genuesischen Kolonisten den fliegenden tatarischen Leichen mit all ihren Schätzen entkommen und hatten ihren neidischen asiatischen Feinden nur verbrannte Erde hinterlassen. Doch so sauber und einfach ihre Flucht auch erscheinen mochte, sie hatten die himmlische Intervention nicht einkalkuliert – wenn Luzifer ein Interesse an der Geschichte hatte, säte sie deren Wurzeln und webte die Zukunft oft mit bittersüßer Rückschau. Die Genuesen waren in Sicherheit vor. Doch sie konnten ihrem schrecklichen Schicksal, das Lucifael listig vorherbestimmt hatte, nicht entkommen. Bereits wenige Tage nach dem Auslaufen erkrankten Mitglieder der Flotte schwer. Die überlebenden Seeleute warfen die Verstorbenen über Bord, während sie die immer kränker werdenden Besatzungsmitglieder unter Deck unter Quarantäne stellten. und nahe dem Heck ihrer Schiffe. Sie verschafften sich genug Zeit, um die tödliche Seuche in Schach zu halten , indem sie das Deck mit Eimern voller Salzlösung übergossen, um die Ausscheidungen und Körperflüssigkeiten der Infizierten abzuwaschen . Trotz dieser sorgfältig angewandten Vorsichtsmaßnahmen ahnten sie nicht, dass ihre Kameraden weniger ansteckend waren als die blinden Passagiere, die sich unter Deck ihrer Schiffe versteckten. Und als die Armada die Küste umrundete An der südlichsten Spitze Italiens waren die Sterbenden fast doppelt so zahlreich wie die Lebenden. Unterwegs hatte sich das letzte Schiff mit Seeleuten, die Kaffa niedergebrannt hatten, von der Flotte losgerissen und trieb ziellos am flachen Horizont des Ozeans. Die zwölf Schiffe drängten wie hartnäckige, schwimmende Säрге weiter, durchquerten ein karges Meer und wurden nur vom Wind angetrieben. Der Wunsch, ihren genuesischen Hafen zu sehen, war groß. Doch die Verzweiflung trieb die Santa Godeberta schließlich aufs Meer hinaus. Da ihre Seeleute immer schwächer wurden und die Takelage bedienten und Genua noch zu weit entfernt war, um es zu erreichen, drehte sie Bug und Flotte zum nächstgelegenen Hafen Messina auf Sizilien.

Mit nur einem Dutzend langsam vorankommender Handelsschiffe, bemannt mit einer fliehenden Bevölkerung und einer Handvoll sterbender Seeleute, sollte die Flotte des Schwarzen Todes die Geschichte überdauern und als die tödlichste und am schlechtesten ausgerüstete Armada in Erinnerung bleiben, die jemals europäische Gewässer befuhr. Und aus den Gewässern unter „die Erde“, spottete Lucifael.

Bergmündung

Die untergehende Sonne verschwand hinter tristen Spätherbstwolken und hinterließ einen schwarzen, ungewöhnlich kalten Abend über dem Herzen Frankreichs. Ein Ast knackte, ein Hund bellte; doch kein anderes Geräusch störte die stille, windstille Nacht. Unter der Erde hallte das schwere Atmen eines Jungen durch die Dunkelheit, als tief im Inneren von Mountain Mouth eine Gestalt in einem Gewand einen steilen Gang hinauf zur Grotte kämpfte, einen gefüllten Wasserbeutel über der Schulter. Die Silhouette ließ den Beutel nahe der Höhlenwand fallen und wandte sich abrupt einem schwindenden Feuer zu. Frisches Holz und eine neue Flamme enthüllten Lazarus, dessen Kapuze nun in seinen Seilgürtel gesteckt war. Langes schwarzes Haar umrahmte das schmutzige, düstere Gesicht des Jungen, seine Augen flackerten wie glühende Saphire im Feuerschein. Abgesehen vom stetigen Nebel seines Atems markierte nur die Bewegung seiner Pupillen den ansonsten bewegungslosen Moment; sie weiteten sich im Licht der flackernden Flammen und zogen sich zusammen.

Lazarus saß auf einem Stein. Um die anhaltende Kälte zu vertreiben, die sich längst in seinen Gliedern festgesetzt hatte, zog er die Kapuze seines Gewandes über sich, stützte die Füße auf glühende Kohlen und wärmte die Hände an deren neuem Glanz. Doch die Flammen stiegen empor. Das Feuer loderte, und Lazarus' Pupillen glichen Nadellöchern vor blauen Kreisen. Er wich der höllischen Hitze aus, die nun jede Spur von Kühle aus der Grotte vertrieb. Hoch über ihnen tanzten orangefarbene Töne und wechselnde Schatten über die an der Masse von tausend Fledermäusen klebende Gestalt; ihre unzähligen Augen spiegelten sich im Feuerschein und ahmten ein ... nach Dunkler Himmel voller funkelnder Sterne. Rauch stieg spiralförmig auf und sammelte sich an der Decke der Grotte. Einige Fledermäuse erhoben sich und kreisten über der Höhle. Lazarus zog sich die Kapuze vom Kopf und prüfte, ob sein Atem noch feucht war; der Nebel war verschwunden. Weitere Fledermäuse regten sich in der sich rasch erwärmenden Höhle.

Der Junge fixierte die Fledermäuse, als er das Feuer verließ und die unregelmäßigen Reihen der terrassenförmigen Felsvorsprünge hinaufkletterte. Er stieg immer wieder in die oberen Bereiche der Höhle und drehte sich gelegentlich um, um sie von einem noch höheren Aussichtspunkt aus zu betrachten, bevor er seinen Aufstieg fortsetzte. Ein Meer von stechenden schwarzen Augen beobachtete seinen stetigen Aufstieg; doch die Fledermäuse flohen nicht, wie er zunächst befürchtet hatte. Stattdessen blieben sie standhaft an der Decke, scheinbar genauso neugierig auf Lazarus, wie er auf sie. Der Junge zog sich auf den höchsten Felsvorsprung. Er stand auf und strich seinen Umhang glatt, während er die Decke der Grotte mit ihren vielen starrenden Augen betrachtete.

„Ist dir warm?“, fragte er laut. „Willst du es mir beibringen?“ Der plötzliche Ruf des Jungen hallte durch die Höhle, und mehrere Fledermäuse ließen sich von ihren Schlafplätzen herab und gesellten sich zu den anderen, die bereits die Höhle umkreisten. Weitere folgten, und die Grotte erbebte von einem Schwarm flatternder Flügel.

Insgesamt mag es so gewirkt haben, als ob sie abwechselnd ihre Würdigkeit gegenüber der Kolonie unter Beweis stellten, während die Massen wie himmlische Richter gebannt zusahen, um die Flugkünste des jeweils neuesten Vorführenden zu bewerten. Und selbst wenn sie nicht beurteilt wurden, behielt Lazarus diejenigen, die sich zum Fliegen entschlossen, sicherlich genau im Auge.

Schließlich entkleidete sich der Junge. Unbeirrt saß er auf dem Felsvorsprung, nur mit einem Lendenschurz und Fäustlingen bekleidet. Seine prächtigen, fledermausartigen Flügel entfalteten sich und breiteten sich aus, und er ahmte mit ihnen die Flügelschläge seiner kleinen Lehrmeister nach. Obwohl jede Fledermaus anders war, erkannte Lazarus, dass ihre Flügelschläge im Flug identisch waren: angelegte, schlagende Flügel beim Aufstieg, steife, offene Flügel beim plötzlichen Abbremsen und angelegte Flügel für einen schnellen Sturzflug. Seine Augen huschten umher; seine Flügel knallten in der Luft; sein Kopf brannte, als er über die Methodik nachdachte – die vielen Formen und notwendigen Methoden, die in der Kunst des Fledermausflugs sichtbar waren. So kam es, dass er den größten Teil des Abends von seinen Höhlengefährten lernte.

In der Stunde vor Tagesanbruch hatten die Fledermäuse ihre kleinen schwarzen Augen geschlossen und sich in die Welt der verkehrten Tagträume versunken, und Lazarus zog sich von seinen abendlichen Lektionen zurück. Erschöpft, hungrig, durchgefroren und mit schmerzenden Flügeln schlüpfte er wieder in seine Roben und stieg zurück auf den Grottenboden. Er schürte das Feuer und holte Proviant aus seinem Proviantstasche. Schließlich setzte er sich auf einen Stein vor die frischen Flammen, einen Wasserschlauch neben sich, und verschlang gierig Fladenbrot und Streifen von Pökelfleisch. Eine Bewegung im Schatten lenkte seine Aufmerksamkeit ab.

Gelbe Augen leuchteten!

„Pfui!“ Lazarus spuckte sein Essen aus, fiel vom Stein und kletterte rückwärts, als im Inneren des Grotteneingangs ein Paar glänzende, lose Augen in der Schwärze zu schweben schienen.

Wie zwei Monde, die nahe dem Höhlenboden schwebten, durchdrangen die Kugeln Lazarus mit reflektierendem Feuerlicht.

„Wer geht da?“, brachte Lazarus mit angelegten Ohren und geweiteten Pupillen hervor. Seine Augen blinzelten nicht. Er schnupperte in die Luft und spitzte die Ohren, um den schwachen Geruch und das unregelmäßige Atmen eines Tieres wahrzunehmen, das ebenfalls die Luft erschnüffelte.

Da schnaubte ein schwarzes Wildschwein und trat aus dem Schatten des Ganges. Lazarus atmte erleichtert auf. Er stand auf, klopfte sich den Staub vom Gewand und kicherte dabei. „Warum, „Du bist ein Schwein! Solche wie dich kenne ich nur aus Büchern!“ Das erschrockene Wildschwein rannte zum Eingang der Grotte, blieb aber stehen und blickte zurück zu Lazarus.

„Oh, geh nicht weg! Ich will dir nichts Böses. Ich setze mich jetzt.“ Lazarus ließ sich auf den Stein sinken und saß schweigend da. Das Wildschwein wandte sich Lazarus zu, machte ein paar kleine Schritte und schnupperte in die Luft, als es stehen blieb.

„Du hast Hunger, nicht wahr?“, fragte Lazarus. Er hob einen Fleischstreifen neben seinem Fuß hervor und Es wurde in gutem Licht präsentiert. „Kommt. Fresst.“ Das Wildschwein hielt Abstand.

„Hier, nimm es.“ Lazarus warf das Fleisch nur wenige Meter von dem Tier entfernt. Es blickte nervös zwischen Lazarus und dem Essensrest hin und her; schließlich trat es hervor, beschnupperte es und verschlang es. Dann starrte es Lazarus an, als warte es auf mehr.

„Magst du auch Brot? Ich mag es nicht – zu trocken.“ Lazarus warf ein großes Stück Fladenbrot hin. Das Wildschwein schnappte es sich und huschte aus der Grotte.

„Warte! Geh nicht !“, rief Lazarus und setzte zur Verfolgung an. In der äußeren Höhle bog er um die Ecke zum Höhleneingang und sah das Wildschwein über den Felsgrat klettern. Über dem Hügel zogen purpurrote Wolken am Himmel auf – ein früher Sonnenaufgang. Lazarus zog sich abrupt in die Dunkelheit zurück. Erst da wurde ihm bewusst, wie erschöpft er wirklich war. Er schlurfte zurück zur Grotte.

Im Laufe der folgenden Woche setzte Lazarus seine Übungen fort und entwickelte so viel Kraft in seinen Flügeln, dass er sich vom Boden abheben konnte; da seine Flügel jedoch noch zu schwach waren, um sein Gewicht zu tragen, konnte Lazarus nur kurze, niedrige Flüge zwischen den Oberseiten der Höhlenbodensteine unternehmen .

Mit der Zeit passte sich Lazarus dem Rhythmus der Fledermäuse an. Er schlief tagsüber, um sie in ihren aktivsten Phasen beobachten zu können. Die Nächte wurden kälter, Frost kehrte immer wieder zurück, und als der Holzvorrat zur Neige ging, verließ er die Höhle, um auf der Rückseite des Bergmauls Holz zu sammeln. Während der Rauch seiner Feuer aufstieg , verließen immer mehr Fledermäuse die Höhle, um sich ungestörte Schlafplätze zu suchen. Als fast ein Viertel von ihnen verschwunden war, bemerkte Lazarus kahle Stellen an der Decke, die sie einst bedeckt hatten. Doch in letzter Zeit galt Lazarus' Aufmerksamkeit nicht mehr ausschließlich den Fledermäusen, denn nach seinen Beobachtungen und pünktlich zum Sonnenaufgang kamen die Wildschweine nun regelmäßig zum Bergmaul, um mit ihm zu Abend zu essen. Und wie sie aßen!

Sizilien - Hafen von Messina

Ein fein gekleideter sizilianischer Junge stand am Ufer, während ein Schwarm Möwen um ihn herumschwirrte, um Brotkrumen aufzupicken. Sein langes schwarzes Haar und seine leuchtenden Kleider wehten im stetigen Wind. Er hielt den letzten Bissen Manna gen Himmel, die Augen zu einem grimmigen Gesicht geschlossen. Eine Möwe schnappte ihn ihm aus den Fingern, und er riss kichernd den Arm herunter. Der Junge schützte seine Augen vor der gleißenden Sonne, verschränkte die Finger vor der Stirn und starrte zum südwestlichen Horizont. Zwei Punkte tauchten auf – dann ein dritter.

„Mama! Schiffe!“, rief der Junge über die Schulter und zeigte aufs Meer hinaus. „Vier!“
Fünf Schiffe! Mehr!

Die Santa Godeberta führte ihre schwere Flotte von Handelsschiffen in den Hafen von Messina. Mit niedrigem Heck und hohem Bug bahnte sie sich ihren Weg durch die wogende See, beladen mit den beträchtlichen und kostbaren Überresten einer untergegangenen Stadt. Als Geisterschiff glänzte ihr verlassenes Deck im stetigen Gischt; doch ohne eine sichtbare Besatzung, die ihren Kurs bestimmte. Sie segelte nicht, sie gierte und bog nicht in den Wellen des Ozeans. So tief sie auch im Wasser lag, selbst mit ihren vielen Tonnen schwerer Ladung, hätten nur eine Handvoll Flöhe und ein Korb voller Ratten das Gewicht ihrer Fracht wirklich verdeutlicht. Nicht schwerer als ein Sack Reis, hätte diese unbedeutende Last von Insekten und Nagetieren durchaus das Rückgrat von Millionen brechen, die Säulen und Pflastersteine jedes europäischen Königreichs zermalmen und das Antlitz des gesamten Kontinents ebnen können .

Eine Menge Fußgänger und Passanten versammelte sich an den Docks, um ein für die damalige Zeit seltenes Schauspiel zu erleben: eine Flotte riesiger Schiffe, die scheinbar selbst die weitesten und tückischsten Ozeane befahren konnten. Hunderte aufgeregte Jungen und ärmlich gekleidete Bauern säumten die Docks. Der Hafen versucht, mehr von dem knappen Dockraum in der Nähe der Seilpfähle für sich zu beanspruchen. Sie drängten sich um die besten Plätze als Lohnarbeiter beim Entladen der Fracht. Angesichts der schweren Flotte waren sie sich ziemlich sicher, dass die Auserwählten einen großzügigen Lohn für mehrere Tage erhalten würden. Es herrschte reges Treiben. Männer murrten und schubsten einander, während ringende Jungen den Staub aufwirbelten. Der Hafen war überfüllt, und die Menschenmassen strömten bis auf die Straßen. Die geschäftige Stadt kam zum Erliegen und hielt inne, um die herannahende Flotte zu beobachten. Für alle Umstehenden wurde immer deutlicher, dass die Docks nicht in der Lage waren, eine so gewaltige Flotte sicher zu vertäuen. Dennoch rückte die Flotte weiter vor und versperrte mit ihrer stetig wachsenden Präsenz den Horizont.

Ein stämmiger Hafenkapitän und zwei seiner Hafenarbeiter standen auf einem hochgelegenen Holzsteg, von dem aus man das dichte Gedränge im Hafenbecken überblicken konnte. Der frustrierte Kapitän schwenkte ein rotes Banner in Richtung der ankommenden Schiffe und gab ihnen das Zeichen, abzubrechen und festzuhalten. „Stimmt, Sir. Das sind keine Schiffe von uns – vielleicht portugiesische“, sagte einer der Hafenarbeiter und blickte aufs Meer hinaus.

Der andere Gepäckträger klopfte dem Kapitän auf die behaarte Schulter. „Sie sind angekommen, Sir.“ Der Mann senkte sein Banner und blickte über die Schulter. Er sah Reihen bewaffneter Soldaten, die sich durch die Menge drängten. Das grelle Sonnenlicht ihrer Helme und die Vorwärtsbewegung ihrer langgestreckten Formation hätten den Eindruck eines glühenden Feuerwurms erwecken können, der sich schlängelnd durch ein Meer von Köpfen zum Dock schlängelte. Er nickte und wandte seine Aufmerksamkeit wieder der unnachgiebigen Flotte zu. Verzweifelt schwenkte er sein Banner, um zu grüßen – doch vergeblich, als die Santa Godeberta die äußere Grenze des Hafens von Messina durchbrach .

Die Bedenken des Kapitäns waren seinen Hafenschmieden deutlich erkennbar, die ebenfalls Stellung bezogen.

Ehrfurcht vor der Flotte, die nun auf sie zuraste, als segelte sie hart und stark in auf hoher See. Wie es sowohl Brauch als auch Regel für das sichere Anlegen größerer Schiffe wie z. B. war Diese Schiffe sollten ihre Segel an den Rahen befestigen und die Ruder beim Navigieren durch den Hafen bereithalten. Allerdings war nur die Hälfte des Segels der Santa Godeberta an der Rahe befestigt – der Rest war entrollt und fing den Wind. Die verhedderten Tauen ihres Haupttriggs baumelten um Mast und Rahe. Da nur drei ihrer Ruder schwach ruderten, konnten sie ihre Geschwindigkeit kaum bremsen.

„Die setzen uns dicht auf den Fersen, Kapitän!“, rief einer der Hafearbeiter. „Hinter ihnen ist noch ein riesiges Meer!“ Er deutete auf das Schiff, das dicht hinter der Santa Godeberta fuhr, mit vollen Segeln, aber ohne Ruder. „Und das nächste – das rollt wie ein Fass über die Planke – die Segel sind weit geöffnet! Sehen Sie es sich an, Kapitän, es rollt wie ein Fass über die Planke!“

Öffnen! Soll ich anrufen?

Der Kapitän hielt sich die Hand vor den Mund und schwenkte die Flagge, während er der herannahenden Flotte zurief, die nun die Bucht füllte: „Ahoi! Rahen zusammenrufen! Bug an Heck! Dreht eure –“

Eines der Schiffe rammte ein kleines Fischerboot und schleifte Teile davon mit seinem eigenen Netz mit, das sich am Bug verheddert hatte. Der Kapitän ließ seine Flagge fallen und befahl seinen Hafenschmieden, den Aufruf fortzusetzen.

Sie gehorchten seinem Befehl. Einer von ihnen drehte sich um, griff nach einem hängenden Metallhammer und läutete eine große Röhrenglocke. Der andere schrie über den ohrenbetäubenden Lärm hinweg, fuchtelte mit den Armen und befahl der Menge, die Kais zu räumen. Panik brach aus, als die Menge in ihrer Eile, vom Hafen zu fliehen, sich gegenseitig zertrampelte. Schreiende Soldaten verteilten sich in einem verzweifelten Versuch, eine Barriere zu bilden.

Die vielen Blicke der Massen in Messina waren auf die Santa Godeberta gerichtet, als sie sich durch die schäumenden Wellen pflügte und unter ihrem gewaltigen Bug unaufhörlich Gischt ausstieß – sie glich einem rasenden Seeungeheuer, das entschlossen war, auf Grund zu laufen. Der Hafenskapitän und seine beiden Männer sprangen vom Aussichtsturm, während Reihen von Kaiplanken und Pfählen unter dem erdrückenden Gewicht des überladenen Schiffes zerbarsten. Der gesamte Hafen erbebte von der Wucht des Aufpralls. Der zerstörte Turm stürzte auf die Menge, als das Schiff auf Grund lief, sich über die Soldatenreihe erhob und sie gegen die Küste schleuderte. Kaum hatte sich die Santa Godeberta auf die Soldaten gesetzt, Das zweite Schiff raste in den Hafen ein, streifte knapp das Heck und streifte die Steuerbordseite des Hecks, bevor es scharf abdrehte, mit der Backbordseite gegen den Hafen krachte und einen riesigen Teil des Holz docks zerstörte. Erneut hallte der Hafen wider vom Krachen und den Schreien der verdutzten Bevölkerung. Zehn weitere schwere Schiffe folgten.

Schiffe rollten in den Hafen ein und boten einen gewaltigen Anblick aus Holz, Tauen und Segeln, die die Bucht zu verschlingen schienen; und ohne Anzeichen von Besatzung an Masten, Rahen oder Decks, erschien der Seehafen von Messina von einer einfallenden Armada von Geisterschiffen belagert .

Und wie durch göttliche Fügung blieben die Rümpfe der beiden Schiffe unversehrt, während ein großer Teil des Hafenkais zerstört und wie eine Reihe von Trümmern an die Küste gepresst lag. Dicht hinter ihnen krochen zehn weitere Schiffe in die Bucht und kamen schließlich zum Stillstand. Zwischen den vielen ungebetenen Schiffen huschten die Männer wie panische Insekten umher ; der Hafen glich einem einzigen Chaos. Da die Santa Godeberta mit dem Bug auf Grund lief, kletterten der Hafenkaptän und seine Wachen über das Vordeck.

Ein Mann mit freiem Oberkörper, schweißgebadet und kränklich, taumelte aus dem Laderaum. Er lehnte sich gegen die nahe Wand und rutschte auf dem Deck hinunter. Er sackte zusammen und nickte mit dem Kopf wie ein Betrunkener. **Matrose.** Seine Augenhöhlen wirkten dunkel und wie gequetscht, ebenso seine Fingerspitzen . Hafenwachen umringten ihn, während andere in den Schiffsrumpf strömten .

Der Hafenkaptän deutete über seinen Kopf. „Lasst die Segel fallen! Dieses Schiff bleibt hier!“ Mehrere Hafenarbeiter kletterten in die Takelage. Er ging auf den verschwitzten Mann zu und schrie: „Wo ist der Kapitän dieses Schiffes?“ Er wandte sich dem Eingang des Schiffsrumpfs zu und brüllte: „Ich will die gesamte Besatzung an Deck! Bringt sie herauf!“ Dann wandte er sich wieder dem schmutzigen Mann zu. „Wer befiehlt diese Flotte?“

Der Mann antwortete in einem fieberhaften Delirium: „Kein Kapitän – keine Flotte – nur der Ozean. Der Ozean holt die Toten – alle Toten.“

Ein Hafenarbeiter flüsterte dem Kapitän ins Ohr: „Er ist betrunken, ohne Zweifel.“

Der Hafenkaptän setzte sein Verhör fort. „Wie heißt dieses Schiff? Diese Flotte fährt nach Genua, nicht wahr?“ Er musterte die aufgetürmte Ladung. Sein Blick schweifte über die Decks der anderen Schiffe. „Eure Schiffe sind bis zum Anschlag beladen. Wie ihr sie über Wasser gehalten habt, weiß nur der Himmel. Woher habt ihr all diese Ladung?“

Der Mann brachte noch eine Antwort zustande: „Das Schiff heißt Santa Godeberta und fährt von Kaffa nach Genua.“

Der Kapitän befahl zwei seiner Männer: „Bringt ihn auf die Beine. Gebt ihm Luft.“ Zu einem anderen, der neben ihm stand, sagte er : „Holt einen Eimer Wasser. Macht ihn nüchtern.“ Der Kapitän schüttelte den Kopf und murmelte: „Kaffa – mit dieser Ladung?“ Er blickte über die verschnürten Waren, die fast jeden Abschnitt des Decks bedeckten, und entdeckte eine schwarze Ratte, die zwischen den Fässern umherhuschte. Er verschränkte die Arme. „Nicht in tausend Jahren.“

„Kapitän!“, rief eine Stimme aus dem Schiffsrumpf . „Hier unten sind nur fünf Mann , und der Laderaum ist hoffnungslos überfüllt.“ Der Hafenkaptän starrte in den Laderaum.

Als der Mann ausstieg und sich den Schweiß von der Stirn wischte, fuhr er fort:

„Hauptmann, diese Männer sind krank – wirklich sehr krank. Wir müssen sie tragen.“

Zwei Wachen griffen unter die Arme des schmutzigen Matrosen und halfen ihm auf die Beine.

„*Argh!*“, schrie der Mann und sackte leblos zusammen. Die erschrockenen Wachen ließen ihn

aufs Deck fallen, wo er bewusstlos mit über den Kopf erhobenen Armen lag. Zwei schwarze,

geschwollene Beulen, wie faule Äpfel, quollen aus seinen Achselhöhlen. Aus den

geplatzten Beulen sickerte eine Mischung aus Eiter und schwarzem Blut, die sich auf dem

Deck sammelte. Die Wachen wischten sich die Arme an den Hosenbeinen ab. Ein widerlicher Geruch stieg auf

Ein schlafender Matrose. Der Kapitän hielt sich Nase und Mund zu und wich zurück. „Im Namen

Gottes!“

Dann drehte er sich um und brüllte: „Verlasst das Schiff! Fasst nichts an! Die Pest ist an Bord!“

Wachen stürmten auf den Bug des Schiffes zu, während Hafenschmiede die Takelage hinunterhuschten,

einige sprangen kopfüber ins Wasser.

In der darauffolgenden kurzen Zeit wurden alle zwölf Schiffe im Hafen gesichert und von Hunderten

bewaffneter Soldaten bewacht, die den Befehl hatten, jeden, der versuchte, die Schiffe zu betreten oder zu

verlassen, notfalls mit tödlicher Gewalt aufzuhalten. Und schon nach einem Tag verbreiteten

sich Gerüchte über die kontaminierten Schiffe in ganz Messina.

Am zweiten Tag baten die Besatzungen der Flotte um Ärzte an Bord, um die Kranken zu versorgen. Die

Stadtverwaltung stimmte nur unter der Bedingung zu, dass der Arzt, sobald er an Bord war, dort

bleiben musste. Keiner der städtischen Ärzte war damit einverstanden. Hafenbeamte schickten

Lebensmittel und Wasser in Eimern an Seilen herüber. Nachdem die Eimer geleert waren, blieben sie

auf den Schiffen. So wurden alle Vorkehrungen getroffen, um die Schiffe unter Quarantäne zu stellen.

Am dritten Tag wehte der Gestank des Todes über das Dock; vom Seewind landeinwärts getragen.

Auf Warnung der Ärzte wurde den Wachen der Rückzug befohlen, da man befürchtete, der Wind könnte die Seuche

von den Schiffen tragen. Als die Wachen weiter von den Schiffen entfernt waren, senkte sich die Dämmerung still über

das Dock, und die vom Durst getriebenen Ratten fassten den Mut, die Schiffstau hinunterzukriechen, die Tauen hinunter und

auf das Dock zu gelangen, nur um dann schnell wieder zu ihren Artgenossen am Kai zu huschen.

Am sechsten Tag erkrankten viele Wachen. Ein wütender Mob versammelte sich im Hafen, und den

Stadtbeamten blieb nichts anderes übrig, als die zwölf Schiffe samt Ladung aus dem Hafen zu beordern,

um eine Brandstiftung zu verhindern. Seeleute aus Genua, Marseille, Korsika und Sardinien, die

sich schnellen Profit und freie Fahrt zu anderen europäischen Häfen erhofften, vereinbarten, die wertvolle

Ladung der Flotte unter sich aufzuteilen, um im Gegenzug die Schiffe aus dem Hafen zu verschiedenen

Küstenstädten zu geleiten.

Und am siebten Tag spülte der Hafen die Schiffe hinaus aufs Meer. Sofort... Die Todesflotte wurde aufgelöst, und die meisten ihrer Schiffe segelten in andere Häfen als Genua. Ihre einst überfüllten Decks waren leer – Passagiere und Besatzung hatten nach und nach alle Seuchenkranken über Bord geworfen, bis keiner die Reise überlebt hatte.

Äußerlich unscheinbar, lag Messina bereits verdammt da, denn obwohl der Hafen von den genuesischen Schiffen gesäubert worden war, lauerte die Torstein-Pest weiterhin im Verborgenen unter ihren Docks. Auf den Rücken infizierter Hafenratten ritten ebenso infizierte Flöhe, die die Krankheit in sich trugen. Ihre Mägen glichen winzigen Gebärmutter der Hölle – in vollem Geburtswehen – bereit, ihre teuflischen Gebräue zu gebären. Und das Böse des Teufels nahm seinen Lauf. Innerhalb weniger Wochen verwandelte Lazarus' böse Mutter die gesamte Bevölkerung Messinas in einen fruchtbaren Obstgarten pestilenter schwarzer Äpfel – reif für den Tod und prall für ihr Zupfen.

So kam es, dass die große Pest von den Docks ausging und ins Landesinnere vordrang, wobei sie nur eine verwüstete Stadt hinterließ. Die Seuche entfachte ein verheerendes Flächenfeuer, als Europas letzte Stunde gekommen war.

Bergmündung

Mehr als drei Wochen waren vergangen, seit Lazarus in Mountain Mouth angekommen war. In dieser Zeit hatte sich sein Körper muskulöser und das Gewicht, das er an Armen und Beinen verloren hatte, war auf seine nun schwereren, muskulöseren Flügel verlagert worden. Kurze Flüge zwischen den Bodensteinen hatten sich zu längeren Flügen in größeren Höhen entwickelt. Er kletterte nicht mehr die Mauer hinauf zum Felsvorsprung nahe dem Dach, sondern flog direkt dorthin. Er sammelte Brennholz nicht mehr, indem er um die Rückseite von Mountain Mouth herumging, sondern indem er über den Kamm flog und wieder zurück. Doch selbst mit diesen neuen Fähigkeiten war er nicht in der Lage, die Reise zum italienischen Kloster anzutreten. Selbst kurze Flüge, die etwas Anstrengung erforderten, wie das Holzsammeln, raubten ihm den Atem. Und er wusste, dass er, um den Golf von León zur Insel Korsika oder von der Insel zum italienischen Festland zu überqueren, beweisen musste, dass er mindestens eine halbe Nacht in der Luft bleiben konnte.

Ein eisiger Wind wehte stetig aus Norden. Das Tal der Steine war von einer dünnen Eisschicht überzogen, die der Schneeregen der vergangenen Nacht hinterlassen hatte. In der Grotte lag Lazarus. Er schlief, zusammengerollt neben einem erlöschenden Feuer, sein gleichmäßiger Atem bildete Nebel in der eisigen Luft. Ihm gegenüber lag die Hälfte der Decke kahl, die Fledermäuse drängten sich an das höhere hintere Dach des Hauses. Höhle.

Lazarus stöhnte und rollte sich enger zusammen. Noch im Schlaf spitzte er die Ohren und suchte die Höhle nach einem neuen Geräusch ab, das in ihren Wänden widerhallte. Er öffnete die Augen einen Spalt breit; seine übergroßen Pupillen schrumpften zu schwarzen Punkten auf blauem Grund.

„Schwein?“, rief er und ließ sich in eine sitzende Position gleiten. Er gähnte, seine Reißzähne fletschten die Zähne. Er rieb sich das Gesicht. „Bist du das?“ Ein Schnauben antwortete. „Nicht jetzt, du Schwein. Ich bin fix und fertig.“ Lazarus suchte die Dunkelheit ab und entdeckte das Wildschwein, das in seinem Proviantstasche wühlte.

„Schwein! Nein!“, rief er. Lazarus sprang auf und rannte auf das Wildschwein zu. „Verschwinde von dort!“ Das Tier hob den Kopf aus dem Sack, einen prallen Kürbis zwischen den Zähnen. Es quiekte und flitzte mit dem Bissen aus der Höhle.

„Das darf nicht wahr sein!“, stammelte Lazarus und durchsuchte hektisch den Sack. Er zog die Blutflasche heraus und betrachtete sie. Bis auf einen dünnen Riss an der Seite war das Gefäß unversehrt. Erleichtert kam ihm ein anderer Gedanke, und er blätterte den Sack durch und entdeckte, dass der Eber ihm jeden Krümel Essen geraubt hatte.

„Schwein!“, schrie er. Lazarus holte einen kleinen Lederbeutel aus dem Sack und verstaute darin die Flasche und andere Gegenstände, die er für wichtig genug hielt, um sie in seiner Nähe aufzubewahren. Dann stürmte er mit der Tasche zurück zum erlöschenden Feuer. „Warum?“, rief er. Er stellte die Tasche neben sich und schürte das Feuer mit frischem Holz. „Ich habe mein Essen mit dir geteilt!“ Er warf weitere Holzstücke auf die glühenden Kohlen und schrie zum Eingang der Grotte – seine Stimme trug weit. Wie eine Glocke durch den Nebel hallte es durch die Höhle: „Du sollst nicht stehlen!“ Mehrere Fledermäuse flogen auf und kreisten um die Höhle, während glimmende Holzstücke in Flammen aufgingen. Lazarus starrte durch das Feuer.

Eine weitere Woche verging, während frischer Schnee den Bergmund bedeckte. In dieser Zeit schlitzte Lazarus den Rücken seines Gewandes auf, sodass seine Flügel heraushingen. Auch seine Maske trug er wieder. Diese Veränderungen waren notwendig, um den Gipfel des Bergmunds längere Zeit zu umrunden, ohne zu erfrieren. So gelang es ihm, fast drei Stunden in der Luft zu bleiben. Doch selbst drei Stunden reichten nicht aus, um das Meer zu überqueren. Der Winter nahte schnell, und da er keine Nahrung hatte, brach Lazarus schließlich vor Hunger, Erschöpfung und bitterer Kälte zusammen. Diese unerträglichen Bedingungen trieben ihn zurück in die Grotte – um sein Versprechen zu überdenken.

Der frühe Morgen war angebrochen, ein Meer von Sternen ertrankte – starb im purpurroten Himmel. In der Grotte schürte der lethargische Lazarus erneut das Feuer und legte seinen Kopf nieder. Er spähte über die fast menschenleere Decke – nur noch ein Viertel der Fledermäuse war übrig. Und da lag er nun und überlegte, ob er zur Abtei zurückfliegen, sich in die Nacht schleichen und mit neuem Proviant zur Höhle zurückkehren sollte.

Er schnupperte in die Luft, in der ein vertrauter Geruch hing. Sein Magen verkrampfte sich. Lazarus kletterte über den Boden, hob einen schweren Felsbrocken hoch, breitete seine Flügel aus und erhob sich in die Luft. Er kreiste in der Grotte, den Blick fest auf den Eingang gerichtet. Unbemerkt von Lazarus schlich sich der Eber hinein und näherte sich leise Lazarus' leerem Proviantstasche. Dann steckte er seinen Kopf durch die Öffnung.

Lazarus stürzte sich mit dem Stein herab und traf den Kopf des Ebers. Das Wildschwein quiekte auf, und Fledermäuse brachen von der Decke hervor.

Das Wildschwein taumelte aus der Grotte. Vom Hunger getrieben, hob es den Stein auf und setzte zur Verfolgung an. Gemeinsam rasten sie aus der Höhle und durch das steinige Tal. Lazarus holte auf das quiekende Schwein auf, als beide den Bergrücken erreichten und den Osthang hinabkletterten. Desorientiert blieb das Wildschwein stehen, drehte sich um und schlug mit den Hauern auf ihn ein. In diesem Moment traf Lazarus' Stein sein Ziel – das Wildschwein war tot.

Atemlos und erschöpft packte Lazarus das Schwein an einem Hinterhuf und zerrte es den Bergrücken hinauf zur Höhle. Erst als er den Kamm erreichte, begriff er seine missliche Lage. Er hob den Blick, blinzelte in die glühend rote Morgendämmerung und war sich nun vollends bewusst, dass er bei Sonnenaufgang vor der Höhle stand. Wie von Sinnen zog er den Eber über den Kamm und den schattigen Hang hinunter. Keuchend schleppte Lazarus das Schwein über das ausgetrocknete Flussbett, bahnte sich einen Weg durch den Schnee zur Höhle. Der Schnee bedeckte das Schwein und schmolz in das Fell des noch warmen Tieres. Augenblicke vergingen wie im Flug. Die Sonne stieg höher, die Sterne versanken in ihrem Feuer. Ein Juckreiz wie durch Sonnenbrand kroch über seine unbedeckte Haut, doch mit letzter Kraft kämpfte sich Lazarus weiter – Schritt für Schritt, Meter für Meter, den Schmerz ignorierend.

Schließlich erreichte er den Höhleneingang und zerrte das Wildschwein in die schattigen Tiefen hinein. Die ersten Strahlen gleißenden Sonnenlichts brachen über dem Horizont hervor. Lazarus kämpfte verzweifelt. Sie zerrten und zogen das nasse und schwere Tier noch tiefer in die Dunkelheit. Das Hinterteil des Schweins. Sein Bein verding sich an einem Felsvorsprung im Höhlenboden; Lazarus riss es los. Er stand auf und wappnete sich für einen weiteren Ruck, als ein dünner roter Lichtstrahl – kaum breiter als ein Spinnennetz – durch eine ferne Felsspalte auf dem Gipfel des fernen östlichen Bergrückens drang. Der purpurrote Lichtstrahl durchquerte das Tal der Steine und drang in den Eingang ein.

Der Strahl prallte von der Höhle ab und wurde vom nassen Hinterhuf des Ebers abgelenkt. Dann änderte er seine Richtung, stieg vom Huf des Ebers nach oben und traf Lazarus schließlich mitten ins Auge.

Der Junge ließ das Wildschwein los und stürzte sich ganz in die Schatten. Er wand sich und

Sie huschten über den Höhlenboden, als wollten sie vor einem Schwarm wütender Wespen fliehen. „Oh Gott! Ah! AH!

Schwefeliger Rauch und graue Asche quollen aus seinem ganzen Körper, ein staubiger, gelber Nebel ergoss sich schwer auf den Höhlenboden. Blindlings und mit wild fuchtelnden Armen rappelte er sich auf und stolperte tiefer in die Höhle hinein, genau wie das desorientierte Schwein, das aus ihr herausgestolpert war. Eine gelbliche Aschewolke folgte Lazarus, als er durch den Gang huschte und in die dunkelsten Tiefen der Grotte verschwand.

„GOTT! ZISCH!“ Er brach zusammen und rollte auf seinem notdürftig zusammengewürfelten Proviantstapel herum.

„KREISCH!“ Aufgeschreckte Fledermäuse stürzten von der Decke auf und kreisten über ihm. Er rollte und krallte sich auf dem Höhlenboden, zog den Sack über sich, klammerte sich an alles, was er finden konnte – nichts, was er aufbringen, bewegen oder tun konnte, konnte das Geschehene ungeschehen machen. Kein Geldbeutel, kein Gebet, kein Versprechen konnte den unaufhaltsamen Lauf der Dinge umkehren, denn die groteske Gestalt, einst von der Sonne verbrannt, zog den Proviantstapel über sich, richtete sich auf und stützte sich auf einen Arm. Ihr heulendes Gesicht, zur Decke gewandt, zitternd vor immer härter werdender, spröder Haut, stieß sie ein letztes, sterbendes Stöhnen aus: „VATER!“ Die Farbe wich und hinterließ eine harte, graue Oberfläche wie Granit.

Als der Nebel sich auflöste, blieb eine detailreiche Statue des toten Lazarus zurück – selbst seine Gebeine waren zu Stein geworden. Die Statue kippte und fiel zu Boden, ein versteinertes Arm reckte sich gen Himmel, die Finger gespreizt, als greife er nach dem Vater, den er angerufen hatte. Und als die letzten Überreste Nachdem sich Staub und gelblicher Sand abgesetzt hatten, kehrte die Grotte in ihren größtenteils unberührten und kryptenartigen Zustand zurück, abgesehen vom gelegentlichen Flattern einer aufgeschreckten Fledermaus, dem Zischen der Flammen eines lebhaft knisternden Feuers und einem Granitstein, der in die staubige und aschgraue Robe eines Knappen gehüllt war.

[Ende von Kapitel 10]



Dieses literarische Werk wurde geschaffen ausschließlich in Widmung von

Edgar Allan Poe (1809–1849)

— Möge sein Vermächtnis in uns allen weiterleben —



~[GothicNovel.Org](https://www.gothicnovel.org)~